

**DONATA**

**RIGG**

**DIE**

**FACETTE**

**ROMAN**

Donata Rigg

»Die Facette«

Roman

# DONATA RIGG



Donata Rigg  
»Die Facette«  
Roman

Gestaltung: Interkool  
Lektorat, Korrektur: Textem  
Druck: Kerschoffset d.o.o.  
© Textem Verlag, Hamburg 2020

ISBN: 978-3-86485-241-1

# DIE FACETTE

Textem Verlag 2020

*And if a double-decker bus  
crashes into us  
to die by your side  
is such a heavenly way to die.  
And if a ten-tun truck  
kills the both of us  
to die by your side  
well, the pleasure, the privilege is mine.*

—The Smiths

## PROLOG

UND BEVOR ALLES –  
MUSST' ich graben, Erde schaufeln,  
zusehen, wie sie  
deine Köstlichkeiten bedeckte.  
Oh Gott, ich könnte dich verspeisen.  
Es wäre so unauffällig, so wirklich  
wie du.

IN DEN STUNDEN VOM Bombenfund bis zur Evakuierung unterlag ich meiner gewohnten abendlichen Verschlimmerung. Wie immer gab es zwei Möglichkeiten: durch Gedankenfischen am Schreibtisch zur Arbeit zu kommen oder mit einer Verabredung dem Ziehen im Rücken entgegenzuwirken, das nicht von der Wirbelsäule, wie familiär angezeigt, ausging und auch nicht von den Nieren, wie ebenfalls familiär angezeigt. Bei einem kürzlich zurückliegenden Besuch beim Arzt hatte ich erfahren, dass ich die Konstitution einer Sepia hätte, die bei Gefahr eine eigens für derartige Situationen vorgesehene neblige Flüssigkeitswolke produziere, um, zunächst, zu verschwinden und dann, in einer für sie übersichtlicheren Lage, den Feind anzugreifen, mit ihren Armen zu umschlingen und ihn langsam zu zerquetschen, bis er eine Konsistenz habe, die zum Verzehr geeignet sei. Ziel und Zweck dieser »bei Ihnen phänotypisch auftretenden Symptomatik«, so der Arzt, sei es, nach einem persönlichen Rückschlag das Kräfteverhältnis zugunsten des Tiers, »also zu Ihren«, setzte er nach, wiederherzustellen, um den Angriff zu kompensieren.

»Sie haben gelitten, darum kümmern wir uns jetzt. Vor allem um Ihr kriegerisches Gemüt, das sich, wenn auch nicht im Moment, so doch irgendwann gegen Sie selbst richten wird. Im Falle, dass es unbehandelt bleibt,

kann es äußerst zerstörerisch werden. Sie sind stark, aber gerade auch stark angegriffen.«

Ich rief Dario an, der ein paar Straßen weiter wohnte. Es sei noch möglich, auf den Kiez hinunterzugehen, versicherte er mir, und auch von meiner Straße aus könne man noch durchkommen, ich solle mich aber beeilen, die Polizei habe die Feldstraße schon abgeriegelt.

»Spute dich, sonst hängst du die gesamte Nacht in deinem Turm fest. Wer weiß, wann sie das Ding entschärft kriegen.«

Kurz zuvor, gegen halb acht, hatten die Herren der Verwaltung geklopft, zuerst leise, dann, nachdem ich nicht sofort geöffnet hatte, mit sorgfältiger Dringlichkeit.

»Was haben Sie sich bei dieser Aktion gedacht«, fragte der eine.

Wir standen vor meiner Wohnungstür, mitten im Flur.

»Sie wissen ja, warum wir hier sind«, sagte der andere in beipflichtendem Ton.

Ich schwieg.

»Ihre Abwesenheit im Sommer«, sagte der eine. »Wir fragen uns, was dagegengesprochen hätte, uns darüber, vertragsgemäß, in Kenntnis zu setzen.«

Ich schwieg.

»Wir halten Unregelmäßigkeiten jedweder Art für unnötig. Sie wissen, wie viele von Ihnen hier für eine Wohnung Schlange stehen.«

Er sah mich an. Er zog einen gefalteten Briefbogen aus seinem Sakko.<sup>1</sup>

1) »Zuwendung der Stiftung für das Jahr 2011/14. Betreff: Anhörung. Mit dem Schreiben vom 7. Februar 2011 bewilligte Ihnen die Stiftung einen Aufenthalt für den Zeitraum vom 15. Mai 2011 bis 15. Mai 2014. Der Aufenthalt umfasst die Nutzung der Nutzungseinheit Nummer 13, gelegen im ersten Obergeschoß des Hauses, 32,08 qm, nebst Küche sowie die Mitbenutzung der WC- und Duschanlage auf der Etage. Das monatliche Nutzungsentgelt beträgt 244,08 Euro. Zur Mitbenutzung stehen dem Nutzer im Haus ein Galerieraum, ein Musikraum, ein Dachboden, ein Fotolabor und ein Garten zur Verfügung. Voraussetzung dieser Zuwendung für den Nutzer ist der durchgängige Aufenthalt im Haus. In Absprache mit der Stiftung haben Sie den Aufenthalt für die vollen drei Jahre geplant. Über die Änderung Ihrer Zeitplanung im Sommer wurde die Stiftung nicht informiert. Im Zuwendungsbescheid vom 7.2.2011 wurden Sie ausdrücklich auf die Modalitäten eines Aufenthaltes hingewiesen, ebenso auf den Entzug des Nutzungsraumes im Falle einer Abwesenheit, die über vier Wochen hinausgeht, beziehungsweise im Falle, dass Sie den Aufenthalt im Haus, ohne der Stiftung hierüber Mitteilung zu machen, länger als vier Wochen unterbrechen. Wie der Stiftung mitgeteilt wurde, haben Sie den Aufenthalt vom 11. Juni bis zum 15. Juli 2012 ohne stichhaltige Begründung unterbrochen. Auf bisheriges Nachfragen seitens der Stiftung blieben Sie zunächst stumm, schrieben

Die Verwalter blickten mich auffordernd an.

»Also dann – es wird Ihnen schon etwas einfallen«, sagte der andere. Er streckte mir die Hand hin. Ich verweigerte sie. Sie zogen ab.

Das Viertel lag in Erwartung süßer spätsommerlicher Stunden. Im Garten wehte ein laues Lüftchen. Vorn, auf der Straße, hatte der Kreativhandel mit seinen rätselhaften Läden bereits zusammengepackt. Die Kneipen hatten ihre Markisen ausgefahren und erwarteten die ersten Trinker. Als ich an Angelikas Wohnung vorbeiging, streckte sie den Kopf aus dem Fenster. Ich beschleunigte den Schritt, um ihrem 22-Uhr-Monolog zu entgehen. Ihr Ruf »Raus aus den Arbeitsklamotten, rein in

jedoch dann in einer E-Mail vom 18. August 2012, dass Sie anderweitige Verpflichtungen wahrnehmen mussten. Per E-Mail wurden Sie bereits einmal auf die Möglichkeit eines klärenden Gesprächs mit der Stiftung hingewiesen. Diesem Angebot sind Sie bis zum heutigen Tag nicht nachgekommen. Wir bitten Sie daher, in einer Anhörung zum Sachverhalt Stellung zu beziehen. Sofern sich aus der Stellungnahme keine triftigen Gründe für Ihre Abwesenheit ergeben, wird sich die Stiftung weitere Schritte vorbehalten. Darunter kann, bei Fortbestehen des ungeklärten Sachverhaltes, der Entzug des Nutzungsraumes binnen eines Monats geltend gemacht werden. Mit freundlichen Grüßen, Die Stiftung, 3.9.2012«

die katholische Kirche« halte meinen Weg entlang und schien erst hinter der alten Rindermarkthalle, bei den blinkenden blauen Lichtern, zu verebben. An der Kreuzung zum Kiez hinunter sperrten sie gerade den Übergang für die Fußgänger ab. Ich bat einen Polizisten mit dem Hinweis, ich müsse »auf Schicht«, mich noch durchzulassen, und zeigte ihm, als er mir den Durchgang gewährte, ein nonnenhaftes Lächeln. An der Ecke räumte Susi, sturzbetrunken, ihre wilden Sträuße vom Gehsteig, während aus einem Polizeiwagen, der Schritttempo fuhr, eine Stimme per Megafon auf Deutsch und Türkisch die Anwohner dazu aufforderte, ab 23 Uhr ihre Wohnungen nicht mehr zu verlassen.

Dario hatte Nils, seine nordische Schönheit, mitgebracht. Nils und ich machten Witze über »unseren impulsiven kroatischen Braunen«, bei dem es aller Wahrscheinlichkeit nach unmöglich sei, ihn »kontrolliert zur Sprengung« zu bringen.

»Ganz im Gegensatz zur Fliegerbombe auf dem Heiligengeistfeld«, sagte ich. »Genau«, sagte Nils, »kawumm«, und küsste Dario.

Heiter bestellten wir bei der Kellnerin. Wir sprachen über das Abstrakte an Darios Malerei und die Anforderungen, vor die er sich durch seinen Galeristen gestellt sah.

»Es ist eine Zeit, in der alle Künstler eine Aufgabe erteilt bekommen haben, nämlich: Wie das eigene Schaffen schützen, ohne es dadurch in die völlige Iso-

liertheit zu treiben«, sagte Dario. Wie die eigene Linie zu vertreten sei in einem Kunstbetrieb, dessen Vorgabe »Magischer Realismus, bis ich kotze« sei. Wie es zu bewerkstelligen sei, seine Kunst einigermaßen vom Warencharakter freizuhalten bei Betreuung durch Galerien, die, durch die Bank, Unterkomplexität verlangten und trotzdem, im selben Atemzug, eine eigene Position forderten, wie, zur Hölle, das zusammengehen solle.

»Als hätte es das 20. Jahrhundert nicht gegeben«, sagte Dario, »als hätte es nie Strömungen jenseits des Figürlichen gegeben – und als würde ich immer noch glauben, von meinen Bildern leben zu können.«

Zugleich sei er nicht genug interessiert am Kunstbetrieb, um sein Leben mit Jammern darüber zu verbringen. Er zupfte sich den Bart zurecht und lächelte mich an.

»Und nun, Alex: Was macht das Leben?«

Am Nachbartisch insistierte ein Trinker, der etwas aufgeschnappt hatte: »Ich bin vor sehr schwere Herausforderungen gestellt. Ich werde gezwungen, mich neu zu erfinden. Das ist keine Freiheit. Das ist Sklaverei. Ich werde gezwungen, frei zu sein. Ich halte das nicht aus. Ich halte das einfach nicht mehr aus.«

Bei der nächsten Bestellung machte uns die Kellnerin darauf aufmerksam, man habe mit der Evakuierung der Feldstraße begonnen, es sei nicht sicher, wie lange die Aktion dauern werde. Es könne sein, dass sie die Gäste sofort nach Hause schicken müsse, die Frist sei für

Mitternacht angesetzt. Wer es bis dahin nicht nach Hause schaffe, müsse außerhalb des Sperrbezirks bleiben und dort die Nacht verbringen.

Ich verabschiedete mich von den beiden Ecke Lagerstraße. Ich versicherte, es von hinten über die Messe ins Viertel zu schaffen. Ich beschloss zu laufen und trabte geduldig, bis ich, kurz vor 24 Uhr, in meine Straße einbog. Die fehlende Beleuchtung half mir an einer Streife vorbei. Ich sprintete, bis ich die wunderschöne denkmalgeschützte Backsteinfassade des Hauses, in dem ich wohnte, sah.

Als ich die Haustür aufschloss, überkam mich ein Kälteschauer. Ich ging hinauf in den ersten Stock, in meine Wohnung, schloss alle Fenster, legte mich ins Bett und fiel auf der Stelle in steinernen Schlaf. Der gewaltige Lärm bei der nächtlichen Sprengung der Bombe, von dem am nächsten Tag alle sprachen, blieb für mich eine bloße Erzählung.

ICH BIN NICHT SICHER, wo ich Beweise auftreiben kann, die für mich sprechen, die in diesem Zusammenhang überhaupt eine Bedeutung hätten. Ich habe mich vorerst darauf beschränkt zu schweigen. Alles andere hat überhaupt keinen Sinn. Früher hast du mir immer versichert, du würdest mich niemals sitzen lassen, wenn ich in der Tinte säße, allein: Wo bist du jetzt, wenn ich dich brauche? Zu meiner bekloppten Situation kommt ein

beklopptes Computerproblem. Ich kann zu Hause nicht ins Netz. Beim Versuch der Problembehebung erzielte ich zwischenzeitlich einen Erfolg mit dem Befehl »Einstellungen – Authentifizierung«. Lachhaft.

Die Reise endete nicht gut, um es gelinde auszudrücken. Zunächst feierten wir den Geburtstag einer Freundin in der Hauptstadt, und die Zeitfressmaschine Berlin ließ bis Mittwoch keinen Platz für Zwischenmenschliches. Dann rauf an die Ostsee. Ich machte wieder den Fehler, dir die Affäre erklären zu wollen. Sie ist vorbei und aus einer Zeit, in der du und ich nicht zueinanderkommen konnten.

Zunächst sah es so aus, als könne der Urlaub vernünftig über die Bühne gehen, doch dann geriet alles wieder aus der Spur. Ich sah keine Möglichkeit. Ich hatte nicht das Gefühl, kalt zu sein. Ich glaube aber, im Nachhinein, dass der Vorgang, den Dingen (der Affäre) die Bedeutung (gering) beizumessen, die für den »Handelnden« (mich) adäquat ist, dir gegenüber etwas Hochmütiges an sich hatte. Das tut mir ehrlich leid. Mehr gibt es dazu im Moment nicht zu sagen. Auch nicht weniger.

Ich wollte trotzdem mit dir wegfahren. (Vielleicht ist es zu viel verlangt, dass für mich an dieser Stelle kein Widerspruch besteht. Vielleicht rede ich aber auch in einer Art, die ausschließlich ich verstehe, das wäre fatal – leider eine Möglichkeit). Ich möchte mich dieser idiotischen Perspektive nicht beugen.

Besser wäre allerdings noch, wenn ich die Durchhalteparolen hier endgültig sein ließe. Immerhin habe ich, seit du abgehauen bist, nichts mehr von dir gehört, nada.

Ich lese L. von N. und bin begeistert. Ich giere nach Informationen, worin das Verbrechen des Protagonisten besteht, halte mich, in meiner derzeitigen Lage, an ihm fest – wo ich sonst oft abrutsche, sobald ich mich verständlich machen soll. Ich befürchte, dies hier könnte existenziell werden. Der zerrüttet-ironische Abstand des Erzählers zu sich selbst erheitert mich. Ich wünschte ihn mir bezüglich der Dinge, die um mich herum geschehen. Vor allem wünsche ich ihn mir in Bezug auf dich.

»Bitte nicht«, sagtest du im Sommer. Dabei hatte ich's doch zärtlich gemeint.

Das weißt du doch. Ich hatte es zärtlich gemeint.

Das weißt du doch. Ich habe es zärtlich gemeint.

Das weißt du doch.

DEN JOB IN DER Einrichtung hatte ich von E., einer Musikerin, übernommen, die weggezogen war. Bei der Einarbeitung hatte sie mir Mut gemacht. Der »Feindkontakt«, wie sie den Teil der Arbeit nannte, der mit der Kommunikation mit den Bewohnern zu tun habe, halte sich in Grenzen, Eskalationen wie in der »üblichen Sozischeiße« habe sie nur einmal erlebt, während einer

Nachtschicht, als einer mit Unterzuckerung ins Krankenhaus habe eingeliefert werden müssen. Ansonsten gebe es, gelegentlich, das gewöhnliche Hin und Her, aber das finde sich überall, vor allem, wenn es so »romantisch altlinks« laufe wie hier.

»Die Klienten glauben, dass sie durch Überassimilierung weiterkommen«, sagte sie während einer Zigarettenpause und dampfte den Rauch durch die Nase aus, »aber das Leben ist kein Ponyhof, und das Paradies Freiheit, auf das sie hier alle hoffen, gibt es nicht. Die Entlassung in die freie Wildbahn deckt es dann auf – ich sage dir: Nur einer von hundert schafft es, sich eine eigene Struktur in einer unbeschützten Umgebung aufzubauen.« Sie fuchtelte mit der Zigarette in Richtung der gelben Leuchtreklame auf dem gegenüberliegenden Hotel. »Und dann: Sucht oder Straffälligkeit, das sind die zwei Varianten, der Rest: sediert, bis der Arzt kommt, buchstäblich.«

Ich lief einen Nachtdienst mit und wurde danach in den Tagdienst eingearbeitet. Ich verabredete mit dem Arbeitgeber, einem in die Jahre gekommenen Mann mit Helmut-Schmidt-Mütze, in dessen Büro eine Gitarre an der Wand hing, zwei Nächte und einen Tag die Woche, sodass ich im Schnitt auf 25 Stunden kam. Nach der Unterzeichnung des Arbeitsvertrags hielt er kurz inne und sagte dann:

»Ich will es Ihnen ganz ehrlich sagen: Ich habe schon einige Leute wie Sie kommen und gehen sehen. Es ist

auch in Ordnung, ich habe immer einen Freiraum für Leute wie Sie gehabt. Das muss möglich sein in einer Gesellschaft wie unserer. Aber: Es muss auch jemanden geben, der in die Sozialkassen einzahlt. Sonst läuft gar nichts mehr. Mit einem Mindestmaß muss sich jeder beteiligen. Wenn alle nur ihre Rechnungen stellen, wo kommen wir da hin? Ich selbst habe mich vom Tankwart übers Studium der Sozialpädagogik bis hierher gearbeitet. Ich kann mich nicht erinnern, weniger als sechs Tage die Woche geackert zu haben. Es muss aber auch Leute wie Sie geben, die sich um den Zustand unserer Gesellschaft kümmern. Die sie im Auge behalten. Auch das ist Arbeit. Anfangs habe ich nicht verstanden, warum heimatlose Akademiker wie Sie bei mir Arbeit suchten, aber über die Jahre habe ich festgestellt, dass ich diesen Leuten ein Ohr biete, in das sie sich einfädeln können – ein Ohr, das unser System noch bereithält, noch. Sie kommen, decken hier Ihre laufenden Kosten, gehen hier raus und machen dort, wo Sie sind, wenn Sie nicht hier sind, Ihre eigentliche Arbeit. Ich weiß, dass Sie hier das Uneigentliche machen. Im Schnitt bleiben Leute wie Sie eineinhalb Jahre. Ich wünsche Ihnen alles Gute.«

Beim Spaziergang in *PuB*, wie Dario und ich den Park nannten, der eigentlich nur ein großer Garten war, wurde mir flau, obwohl ich gut gefrühstückt hatte und das Wetter fantastisch war. Seit einiger Zeit plagten mich Loops, mit denen ich morgens aufstand und abends zu Bett

ging, oft eine Liedzeile, die unentwegt von vorn anfang, sobald sie geendet hatte, den ganzen Tag. Heute war es *Eight Days a Week*. Ich setzte mich auf eine Parkbank, die hoch genug war, dass ich die Beine baumeln lassen konnte. Ich roch den Farn, dieses westdeutsche aller Parkgewächse. Er wuchs an der Steintreppe, die zum Eispavillon hinaufführte. Ein kleines Mädchen hüpfte, mit einer Waffel in der Hand, die Treppe hinunter, stolperte, schlug mit den Knien auf und heulte an der Brust seiner Mutter Rotz und Wasser.

Am Briefkasten begegnete mir niemand, aber ich hatte Post mit von Hand geschriebener Adresse. Ich lief die Treppe hinauf und schloss hastig meine Wohnung auf. Ich setzte mich an den Schreibtisch, blickte auf die Lettern. Ich glaubte, *deine* Schrift zu erkennen. Ich riss das Kuvert auf.<sup>2</sup> Ich ließ den Brief sinken.

2) »Sehr geehrte Nutzerin, ich bin einer der ehemaligen Nutzer des Hauses. Als neues Mitglied der Stiftung sage ich Ihnen ›Guten Tag‹. Mit Ihrer Hilfe werde ich dem Drogenkonsum im Haus entgegentreten. In der Broschüre des Hauses ist ein Text von Ihnen abgedruckt, den ich zum Anlass für meinen Brief an Sie nehme. In Ihrem Text finden sich Zeilen, die ich, in diesem Zusammenhang, als Drogenverherrlichung anprangere. Illegaler Drogenkonsum im Haus ist mir aus meiner damaligen Zeit bekannt. Auch andere Indizien weisen darauf hin, dass im Haus nach wie vor viel gekifft wird. Drogenmissbrauch im Haus, in

ICH HABE VON DIR geträumt. Wie Huck Finn sitzt du am Ufer. Rauchst Pfeife. Ich bin im Wasser. »Komm zu mir«, rufe ich, doch da fällt mir das Telefon aus der Hand, ins Wasser.

Ich tauche. Ich tauche bis hinter die Segelboote am Ende der Bucht. Ich steige auf Höhe der Polizeihütte an Land. Ich begegne einer Frau. Sie sagt mir, ich hätte in einer Woche eine Operation, es müsse etwas aus mir entfernt werden. Sie sagt, dass ich bei dieser Operation sterben könne, dass ich allerdings in der besten Klinik, die es dafür gebe, behandelt würde. Ich kann mich nicht daran erinnern, überhaupt untersucht worden zu sein. Weil sie meine Frage, die ich nicht ausspreche, kennt, sagt sie, es sei etwas Genetisches. Es klingt wie die Antwort auf alle Fragen, die ich jemals hatte, jemals haben werde. Ich stelle mir vor, was ich während der Narkose empfinden würde und, im Falle, dass ich sterben sollte, ob es überhaupt so etwas wie einen Abschied geben

dem Gemeinschaftsflächen und das Klo geteilt werden, ist kein Privatvergnügen. Wegen der Förderung durch die öffentliche Hand sind Sie nicht nur moralisch dazu verpflichtet, gewisse Mindeststandards zu erfüllen. Der Verzicht auf den Konsum illegaler Drogen gehört dazu. Drogen sind schlecht. Das wissen Sie, das weiß jedes Kind. Ich bringe diese Binsenweisheit zurück in Ihr Bewusstsein. Mit freundlichen Grüßen, Mitglied der Stiftung«

würde, ob das ruhig verlaufen würde oder anfallartig. Ich finde mich auf der Straße vor meiner Schule wieder. Als ich einen Jungen aus meiner Klasse treffe und ihm von meiner lebensbedrohlichen Lage erzähle, zuckt er mit den Schultern – als sei meine Verfassung das Gewöhnlichste der Welt.

Später, dieselbe Nacht: Du und andere betrachten eine Puppe, die ich bin. Ihr fachsimpelt und verdreht meine Arme und Beine.

Es geht los: Ich beobachte mich. Ich weiß, dass das die Reaktion auf meine Situation ist. Das ärgert mich.

Wenn ich *dumm tue*, komme ich zwar nicht *weg*, aber wohin ich komme, weiß ich nicht. Ich gehe nicht, wohin ich will (leider auch nicht bis ans Ende dieser Welt, *Nena*), ich *komme* wohin. Und: Ich muss endlich anfangen zu handeln, allein: Mich einfach zu rechtfertigen würde diese bekloppten Regeln hier bestätigen, was bedeuten würde, dass ich das Spiel akzeptierte.

Dieses wasserdichte System überall (ICH), das bloß erkennt und nicht handelt.

Sobald ich die Dinge, die hier vorgehen, Außenstehenden erzähle, lachen sie oder schütteln den Kopf über »diesen Idiotismus«. Schade, mit Humor komme ich hier nicht weiter. Warum ich immer geglaubt habe, in diesem Landstrich gebe es keine Faschisten, ist mir mittlerweile ein Rätsel. Es wird mir nichts anderes übrig bleiben, als zu akzeptieren, dass ich bin, wo ich lebe

(Feststellung des Arztes – heute, glaube ich, wollte er mir gefallen wie ein Sohn seiner Mutter).

Eine aufgeführte Farce, für die ich Theaterkarten kaufte, wäre mir lieber.

AM MORGEN KAM DAS Räumkommando. Ich saß am Schreibtisch und wollte etwas Brauchbares zustande bringen, aber da polterte eine Gruppe *zu integrierender* Jugendlicher unter meinem Fenster und begann, die Fahrräder auszusortieren. Ich lehnte den Kopf hinaus und fragte, was hier vor sich gehe. Einer der Pubertierenden antwortete, er handle nach Anweisung, er bekomme hierfür »auch nur acht Euro die Stunde«. Ich horchte in Richtung Flur. Vor meiner Wohnung hörte ich die Stimme des Hausmeisters. Wie immer hoffte ich darauf, dass sich die Situation durch Worte klären ließe. Es klopfte an meine Tür. Ich öffnete. Der Hausmeister fragte mich grußlos, ob ich wisse, ob M. zu Hause sei. Hinter ihm zerrten die Jugendlichen bereits eine Kommode weg, die seit einiger Zeit vor M.s Tür gestanden hatte. Ich sah mich um. Ein anderer Junge machte sich gerade daran, das Bild neben B.s Wohnungstür zu entfernen. Ich ging am Hausmeister vorbei, fing den Jungen mit dem Bild vor der Treppe ab und forderte ihn auf, es mir auszuhändigen. Er hielt es fest. Ich forderte den Hausmeister auf, dem Jugendlichen zu sagen, er solle mir das Bild geben. Hilflos sah er zum Hausmeister hinüber.

»Weißt du, wo M. ist«, wiederholte er, »ich habe ihn seit Wochen nicht gesehen. Die Reinigung der Flure wegen des Brandschutzes war lange genug angekündigt.«

An M.s. Kommode hingen bereits vier Jungen und wuchteten sie die Treppe hinunter.

»Sag deinen Lakaien, sie sollen mir das Bild geben, auf der Stelle«, sagte ich.

Der Hausmeister lächelte abschätzig.

»Wenn's dich so freut, behalt den Krempel.«

Ich zog dem Jungen das Bild aus den Händen.

Ans Arbeiten war den ganzen Tag nicht zu denken.

DER MANN, DER MICH getauft hat, hat seine »Memoiren« herausgegeben (ein gebundenes Heft, das in irgendeiner süddeutschen Druckerei hergestellt worden ist). Darin wird ein Familienmitglied als »missraten« bezeichnet.

Ich sitze in der Stammkneipe. Jemand legt Hip-Hop auf. C. hat mir erzählt, dass das Gebäude, in dem sich die Kneipe befindet, abgerissen wird. Mal sehen, wie viele Partys wir noch feiern werden, bevor es so weit ist. Vorher war ich mit C. und D. in einem Comicluden um die Ecke. Die Betreiberin muss schließen und wird wohl wegziehen.

Ich merke, dass ich im *Westen* bin.

Ich habe plötzlich viel Zeit. (Von L. M. habe ich gelernt, dass das »Plötzliche« stets zu überdenken ist.)

DIE EIGENTLICHE FARCE: DIE abendlichen Treffen, die wir einberiefen, jeden Monat, bei Bedarf häufiger. Die erste Stunde waren wir, wie üblich, damit beschäftigt, den Gästen, die wir im Quartalsturnus beherbergten, darzulegen, wo sie sich bewegten: in einem Haus, eingefasst von einem Flickwerk aus Paragrafen, Satzungen, Konflikten und Geschichten, das für das tägliche Leben hier zwar zu vernachlässigen sei. »Benimm dich einfach so, als wäre deine Wohnung dein Zuhause«, sagte B. aufmunternd zu einem stillen Dresdner Sprayer. Man dürfe aber dennoch nicht vergessen, auch wenn man nur zu Gast sei, warf J. ein, dass man in einem »leibhaftigen Dauerzustand« lebe, der jeden Tag eskalieren könne, jeden Tag. Man sah betreten zu mir oder auf den Boden und schwieg. Ich riss einen Witz.

Wir hießen den Sprayer herzlich willkommen. Kurz darauf verließ er das Treffen, als hätte er endlich das Nachsitzen überstanden.

»Um die grundlegende Situation, in der wir uns hier befinden, wieder einmal ins Gedächtnis zu rufen«, sagte J., »habe ich eine alte Hauskonzeption aufgetrieben. Wir müssen uns mal entscheiden, ob wir bei der Strategie bleiben, uns monatlich von den Schreiben und Aktionen der beiden Herren terrorisieren zu lassen, oder«, sie kramte in ihrer Tasche, »ob wir uns endlich, fundamental, damit beschäftigen wollen, wofür uns diese Institution und diese Stadt eigentlich benutzt. Ich habe die Schnauze voll davon, wie ein Zootier gehalten zu werden.«

### Sie las vor.<sup>3</sup>

3) »Vorausgehende Vermutung – Wir sind das Haus. Wenn wir Kunst als eine spezifische Erkenntnis und Teilnahme am universellen Prozess der Schöpfung betrachten, so können sich Künstler\_Innen nicht allein über die Anwendung eines bestimmten Mediums oder einer bestimmten Ausdrucksform definieren, sondern sie befinden sich (dank ihrer künstlerischen Aktivität) in einer sich ständig wandelnden Berührung mit und Intervention in die Bedürfnisse von Zeit und Ort. Die Konzeption des Hauses ist es, preiswerten Lebens- und Arbeitsraum für engagierte und künstlerisch tätige Menschen mit geringem Einkommen zu erhalten. Die Intention des Hauses ist – über eine als selbstverständlich zu betrachtende allgemeine Produktivität der Bewohner\_Innen hinaus – ein geistiger und künstlerischer Austausch untereinander, die Übernahme der Verantwortung für das Wirken des Hauses (nach innen wie nach außen hin) und das Begreifen einer solchen Verantwortung als einer gemeinsamen. Angewandt: Vorgesehen als Bewohner\_Innen sind Personen, die im Sinne der ›vorausgehenden Vermutung‹ aktiv sind, die in der Absicht arbeiten, sich zu äußern, ihre Arbeit dem Haus vorzustellen und darüber hinaus die Auseinandersetzung mit Andersdenkenden zu suchen. Voraussetzung für die Teilnahme an der Hausgemeinschaft ist eine erfolgreiche Bewerbung. Die Nutzung hat Priorität. Deshalb werden Nutzungsverträge geschlossen. Atelier und Arbeitsflächen werden für die Nutzung einzelner Projekte zeitlich begrenzt über die Hausversammlung vergeben. Die

private Sphäre des Wohnbereichs ist unantastbar. Die Wohnungen werden in Absprache mit den Bewohner\_Innen vergeben, im Zweifelsfall per Los. Die Wohnungen werden für drei Jahre vergeben. Die Verweildauer regelt der Nutzungsvertrag. Das Nutzungsverhältnis wird jährlich überprüft. Der Dachboden ist als Gesamtatelier konzipiert, mit einem effektiv angelegten Lagerraum für alle, mit wenigen, mobilen Stellwänden, um so eine flexible Anpassung an die jeweiligen Bedürfnisse einzelner zu gewährleisten. Die Nutzung des Dachbodens/der Ateliers wird über Listen koordiniert. Die Galerie ist für Veranstaltungen unterschiedlicher Art angelegt. Das Zeigen von Arbeiten in den Fluren ist als Ausstellung zu begreifen und einem permanenten Wechsel unterworfen. So wird ein Einblick in alle Arbeitsansätze der Hausbewohner\_Innen ermöglicht. Flächennutzungen regelt die Hausgemeinschaft. Mit den Bewohner\_Innen steht und fällt der Gedanke des Hauses. Alle Bewohner\_Innen sind gleichberechtigt, gleichverpflichtet und gleichverantwortlich vor dem Haus. Die Hausversammlung wählt eine\_n Haussprecher\_In und eine\_n Stellvertreter\_In. Sie sind die Ansprechpartner\_Innen für die Stiftung. Verpflichtend sind die ein- bis zweimal monatlich stattfindenden Hausversammlungen (das wiederholte Fernbleiben ist ein Grund, den Nutzungsvertrag aufzuheben). Von jeder Hausversammlung ist innerhalb einer Woche ein Ergebnisprotokoll mit Anwesenheitsliste anzufertigen, und am schwarzen Brett aufzuhängen. Ist ein\_e Bewohner\_In für mehr als einen Monat abwesend, steht es der Stiftung frei, den Grund zu erfragen und, bei unklarer Lage, die Wohnung zur Neuvergabe an die Gemeinschaft zurückzugeben.«